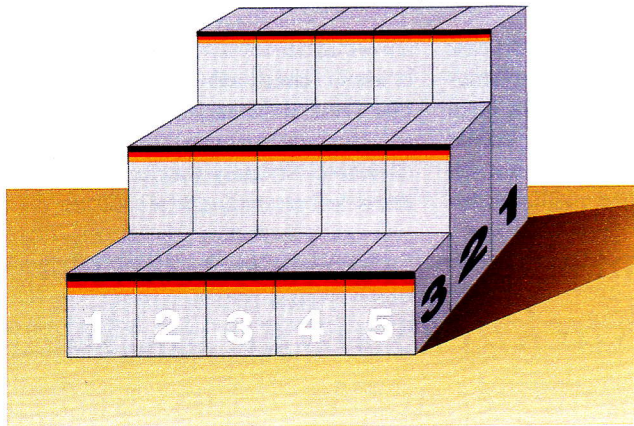


Sind Hochschulrankings in Deutschland sinnvoll? Ja, sagt Detlef Müller-Böling vom CHE, dem Centrum für Hochschulentwicklung. Gemeinsam mit dem „stern“ vergleicht das CHE regelmäßig die Leistungen und das

PRO



Seit es sie gibt, werden Hochschulrankings immer wieder heftig kritisiert – oft von Hochschulen, die in diesen Vergleichen schlecht abschneiden. Dass sich die Hochschulen in Deutschland bislang nicht die besten Studienanfänger aussuchen können, bedeutet nicht, dass diese ihrerseits nicht die Möglichkeit erhalten sollten, sich die für sie beste Hochschule auszusuchen. Das erfordert Transparenz der Leistungen und Qualität der Hochschulen. Hierzu liefern die deutschen Rankings einen wichtigen Beitrag. Dass die Abiturienten sich danach richten, zeigt eine Studie der Universität-Gesamthochschule Kassel: Im Semester nach Veröffentlichung der Ranglisten steigen stets die Bewerberzahlen an den Hochschulen mit guten Rankingpositionen. Auch die zunehmenden Marketingaktivitäten der Hochschulen lassen erkennen, dass sie direkt um Studenten konkurrieren. Fachbereiche, vor allem aber die Hochschulleitungen nehmen ein schlechtes Abschneiden im Ranking vielfach zum Anlass, Veränderungen anzuge-

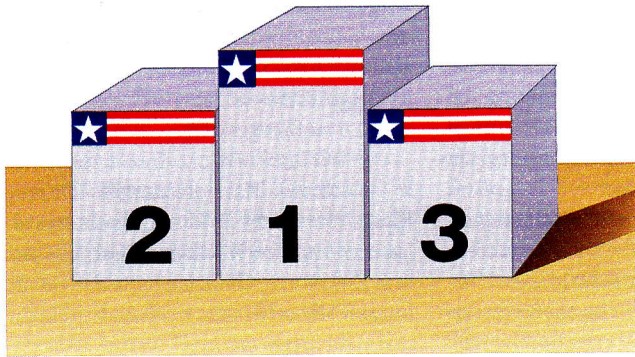
Ansehen der Hochschulen in den verschiedenen Fächern. Die Journalistin Christine Brinck widerspricht: Rankings funktionieren hierzulande nicht. Denn anders als in den USA gibt es keinen Wettbewerb um die besten Studenten

hen und auf Qualitätssicherung zu achten. Die Rangliste des CHE vergleicht im Gegensatz zu amerikanischen Rankings keine Hochschulen, sondern Fächer. Die undifferenzierte Bewertung ganzer Hochschulen mittels einer einzigen prägnanten Zahl wird den Unterschieden in der Leistungsfähigkeit einzelner Fächer an einer Uni nicht gerecht. Das Ranking von CHE und *stern* macht die Unterschiede zwischen den Hochschulen deutlich. So differieren beispielsweise die eingeworbenen Drittmittel für die Forschung je Wissenschaftler zwischen den Universitäten Stuttgart und Kiel im Maschinenbau um den Faktor 13. Auch im Urteil der Studenten schneiden die Hochschulen in einzelnen Fächern sehr unterschiedlich ab. So liegt die TU Dresden in der Mathematik in der Spitzengruppe, in Jura jedoch in der Schlussgruppe. Während die Karlsruher Informatikstudenten sich mit dem Studium an ihrer Hochschule sehr zufrieden zeigen, zählt die gleiche Hochschule in der Mathematik zu den Universitäten mit den unzu-

friedensten Studenten. Welchem Abiturienten sollte mit der Information geholfen sein, die Studenten in Karlsruhe seien mit dem Studium an ihrer Universität durchschnittlich zufrieden, die unweigerlich zustande käme, würde man ganze Hochschulen vergleichen? Dass im Ranking von CHE und *stern* auf eine Zusammenfassung der einzelnen Indikatoren zu einer Gesamtbewertung verzichtet wird, ist das Herzstück des Ansatzes. Nur damit ist es in der Lage, der Heterogenität Rechnung zu tragen. Manchen Studenten ist eine gute Betreuung am wichtigsten, andere orientieren sich eher an der Forschungsleistung der Hochschulen. Den Hochschulen wird bei den einzelnen Indikatoren keine differenzierten Rangplätze zugeordnet, sondern eine Spitzen-, Mittel- und eine Schlussgruppe. Dadurch wird vermieden, dass minimale Unterschiede im Zahlenwert als Rang- und Qualitätsunterschiede interpretiert werden.

Detlef Müller-Böling, Leiter des CHE

CONTRA



In Deutschland, wo weder Auslese noch Wettstreit herrschen, erübrigt sich ein Hochschulvergleich. Was will man vergleichen, wenn alles ungefähr gleich ist, die Ausgaben pro Student ebenso wie die Durchfall- und Schwundquoten? Konsequenterweise hat das CHE sich auf das Ranking von Fächern zurückgezogen. Wo nicht einmal der Uni-Präsident genau weiß, wie viele Studenten an seiner Hochschule wirklich studieren, kann auch niemand angeben, wie viel pro Student ausgegeben wird oder wie viele Studenten auf einen Lehrer kommen. Wo Schwundquoten von 20 Prozent in der Medizin, bis zu 90 Prozent in der Philosophie an deutschen Hochschulen als gottgegeben hingenommen werden und Regelstudienzeiten dehnbare wie ein Gummiband sind, kann kaum die *graduation rate*, die Zahl der Abschlüsse innerhalb eines vorgegebenen Zeitrahmens, als Qualitätsmerkmal eruiert werden. Das ist das Problem des Studienführers von CHE und *stern*. Was messen die Amerikaner? Einmal das Halbsubjektive: die aka-

demische Reputation einer Hochschule. Dann das quantitativ Messbare: die Student/Lehrer-Quote, den Anteil der Hochbegabten unter den Anfängern, die Strenge der Auswahl, die Klassengröße, den Schwund im ersten Jahr und bis zum Bachelor, die Anzahl der Lehrkräfte, die Professorengehälter, das Stiftungskapital der Hochschulen. Die Freiheit der Hochschulwahl ist das anstrengende Privileg amerikanischer Studenten. Deshalb gehen sie ein Jahr vor Ende der Schule regelrecht Shopping im ganzen Land, um die Hochschule zu finden, die zu ihnen passt. Um den richtigen Studenten mit dem richtigen College zu verbandeln, braucht man Ranglisten, Collegeführer, Hochschulmessen und das World Wide Web. Die amerikanische Hochschullandschaft ist aber mit der deutschen kaum zu vergleichen. Nicht nur weil es hierzulande keine nennenswerte Gruppe der Privaten gibt oder keine gezielte Diversifizierung stattfindet, sondern vor allem, weil es das College mit seinem humanistischen Profil nicht gibt. Der amerikanische Studi-

enanfänger zieht nicht los und studiert Medizin oder Jura. Auch der künftige Anwalt oder Chirurg muss sich in den ersten beiden Jahren mit Philosophie, Geschichte oder Statistik herumschlagen, ehe er sich in den letzten beiden Jahren seinem Hauptfach zuwendet. Darum geht der Einwand, dass man nicht ganze Hochschulen vergleichen kann, an der amerikanischen Realität vorbei. Wie gut die Universitäten in den einzelnen Fächern sind, wird im Ranking „The Best Graduate Schools“ der Zeitschrift *U.S. News & World Report* ermittelt. Eine nationale Verwaltung des Mangels etwa an Medizinstudienplätzen ist undenkbar. Solange man in Deutschland den einzelnen Hochschulen die Auslese ihrer Studenten verweigert, solange es keinen Wettbewerb unter Hochschulen um die Studenten gibt, so lange wird man bei uns Rankings nicht wirklich brauchen – und können sie auch nicht wirklich funktionieren.

Christine Brinck, Journalistin